

Aus:

Wissenschaft und Weltbild

10. Jahrgang Heft 2, Juni 1957



Karl Jettmar, Wien

HEIDNISCHE RELIGIONSRESTE IM HINDUKUSCH UND KARAKORUM

Im frühen 19. Jahrhundert drangen Berichte nach Europa, im tiefsten Hindukusch gäbe es Heiden mit blondem Haar und blauen Augen, die sich der fanatischen Mohammedaner ringsum tapfer zu erwehren wüßten. Bald tauchte die Vermutung auf, es müsse sich um Nachkommen griechischer Gefolgsleute Alexanders des Großen handeln¹. Wenn sich diese

Ansicht auch als schöne Illusion entpuppte, so stellte sich doch bald heraus, daß es wirklich nördlich des Kabulflusses heidnische Stämme gab. Dem kühnen Engländer Robertson gelang es 1889, bis ins Herz von „Kafiristan“ — was ja nichts anderes als „Land der Ungläubigen“ bedeutet — vorzudringen und einen wundervoll farbensenften Bericht von

deren Leben und Glauben nach Hause zu bringen².

Die „Kafiren“ lebten von Ackerbau und Viehzucht, wobei alle schwere Arbeit den Frauen zufiel. Das Handwerk lag in den Händen von Sklaven. Sie duldeten weder Fürsten noch Könige, die oberste Instanz war der Rat der Dorfältesten, der das Interesse der mächtigen Sippen vertrat. Ansehen konnte man sich durch erfolgreiche Kopfgajden, vor allem aber durch die Veranstaltung kostspieliger Feste, zu denen das ganze Dorf geladen wurde, erwerben. Als Erinnerung an solche „Verdienstfeste“, von denen man glaubte, sie wirkten bis ins Jenseits nach, wurden steinerne Tore oder geschnitzte Statuen von wilder Ausdruckskraft errichtet. Je nach dem durch diese Feste erreichten Rang stellte man den Gefeierten stehend, sitzend oder reitend dar. Es ist dies übrigens ein religiös-soziales System, das über weite Gebiete verbreitet war und bis auf den heutigen Tag, besonders in Hinterindien, weiterlebt.

Neben einem Ahnenkult kannten die Kafiren ein ganzes Pantheon von Gottheiten. Man fand hier viele aus den Veden bekannte Namen wieder — gehört doch die Sprache der Kafiren überhaupt zur indischen Gruppe, wenn auch bereits sehr früh eine Sonderentwicklung eingesetzt haben muß. Zwischen den Göttern steht ein Prophet, „Moni“, und es ist höchst wahrscheinlich, daß sich hinter diesem Namen der Stifter des Manichäertums Mani verbirgt.

1896 erschienen Robertsons Erlebnisse und Beobachtungen als Buch. Wenige Jahre später war bereits die ganze reiche Welt zerstört. Bei der Festlegung der Grenzen zwischen dem englischen Imperium und Afghanistan fiel Kafiristan an die Afghanen — es wurde ihnen ausgeliefert. Der heldenhafte Emir von Kabul, Abdurrahman, ließ sich diese Gelegenheit nicht entgehen. In einem abenteuerlichen Feldzug wurde das seit Jahrhunderten widerspenstige Kafirengebiet erobert und zum Islam bekehrt. Besonders hartnäckige Stämme wurden ausgesiedelt.

Eine Kultur, die uns sicher noch unschätzbare Aufschlüsse zur sozialen und Religionsgeschichte Westasiens geliefert hätte, war damit ausgelöscht, der Historiker um eine Hoffnung ärmer.

Innerhalb des englischen Empires hatte es übrigens eine ähnliche Insel alter Traditionen gegeben. Zwischen den gewaltigen Ketten des Himalaja und Karakorum lagen die Fürstentümer Gilgit, Hunza, Nagir, Yasin und mehrere unabhängige Talrepubliken. Sie bildeten

ebenso wie Kafiristan ein kulturelles Rückzugsgebiet von höchstem Interesse. Obwohl der Islam bereits vor mehreren Jahrhunderten eindrang, hatte er sich nie restlos durchgesetzt, sondern es war immer eine Fülle heidnischer Bräuche und Vorstellungen lebendig geblieben.

Es gab hier Feuerfeste, Kulte von Bäumen und Steinen, die hinter hinduistischer Tünche uralte Wurzeln erkennen ließen. Schamanen steigerten sich durch Einatmen von Wacholderrauch in wilde Ekstase und wurden dann zum Mund der Götter. Der König sorgte in feierlichen Riten für die Fruchtbarkeit der Felder. Man schrieb ihm die Fähigkeit zu, Regen herbeizurufen.

Hier hatte sich nun kurz zuvor eine ähnliche Tragödie abgespielt. Das Land war mehr oder minder im Auftrag Englands von Kaschmir aus erobert worden. In Kaschmir regierte zwar eine Hindudynastie, aber die im Norden kommandierenden Offiziere und Beamten stammten großenteils aus fanatischen Mohammedanerfamilien. Diese befahlen nun, daß mit solchem unislamischen Unfug aufgeräumt werde. Das Gilgit-Gebiet wurde einer zweiten, gründlicheren Mission unterzogen, und damit wurde fast ebensoviel zerstört wie in Kafiristan. So ging ein weiterer Ansatzpunkt für die kulturhistorische Forschung verloren. Man mußte sich mit dem Gedanken abfinden, nie wieder so reiches Material aufnehmen zu können, wie es noch die ersten Reisenden heimgebracht hatten.

Ähnliches spielte sich auch im Wakhan und Badakhshan, also nördlich des Hindukusch, ab. Hier konnte die zweite dänische Zentralasiexpedition 1898/99 eben noch feststellen, daß gerade eine islamische Mission stattgefunden hatte und viele heidnische Sitten aufgegeben worden waren.

Es ist verständlich, daß diese Situation den europäischen Forschern die Lust zu weiteren völkerkundlichen Expeditionen nahm. Man mußte sich ja von vornherein damit bescheiden, daß auch die vollständigste Aufnahme an Breite und Aussagekraft hinter den Berichten des 19. Jahrhunderts zurückbleiben werde. Also überließ man das Feld den Naturwissenschaftlern und Linguisten, deren Arbeitsmöglichkeit ja durch religiöse Veränderungen nicht eingeschränkt werden konnte³.

Die erste wissenschaftliche Unternehmung, die mit dieser Tradition brach, war die Dänische Zentralasiexpedition 1954. In ihrem Rahmen wurden wenigstens die Kalash-Kafiren systematisch erforscht, ein bisher fast übersehener

kleiner Stamm, der durch seine Lage im bereits indischen (heute pakistanischen) Teil des Kunartals der Zwangsbekehrung durch die Afghanen entgangen war. Damit wurde der letzte Zipfel erfaßt, der von vornherein Erfolg versprach.

Es ist nun das Verdienst eines deutschen Ethnologen, des Professors an der Universität Mainz, Adolf Friedrich, trotz der scheinbar geringen Chancen den Hindukusch und die anschließenden Gebirgsräume des Karakorum und des Himalaja zum Ziele ethnologischer Feldforschung großen Umfangs gemacht zu haben. Dank der Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft konnte er der von ihm geplanten und geleiteten Expedition eine verhältnismäßig lange Arbeitsdauer (15 Monate) sichern. Er brachte gleichzeitig ein ganzes Team zum Einsatz. Die weiteren Teilnehmer waren der Frankfurter Indogermanist Dr. Georg Buddruss, der Student der Völkerkunde Peter Snoy und der Verfasser als einziger Österreicher. So ließen sich die Untersuchungen in ungewöhnlicher Breite durchführen. In einem Dutzend Täler zwischen Baltistan im Osten — das bereits von Tibetern besiedelt ist — und dem Herzen des alten Kafiristan, dem geheimnisvollen Prasungebiet, haben die Teilnehmer der Deutschen Hindukusch-Expedition 1955/56 gearbeitet. Es wurden Gebiete erforscht, die noch nie von Europäern betreten wurden. In anderen hatte man nur den unermüdlichen Aurel Stein, jenen vielleicht größten englischen Reisenden in Innerasien, ungarischer Herkunft, zum Vorgänger. Jedes Mitglied der Expedition überschritt mehrfach die 4000-Meter-Grenze, abenteuerliche Wege wurden zu Fuß und zu Pferd zurückgelegt, Flüsse auf Seilbrücken und einheimischen Schlauchflößen überquert.

Es gab schwere Erkrankungen. Professor Friedrich, der die schwierigste Arbeit auf sich genommen hatte, zahlte den höchsten Preis. Während der Überwinterung in Chitral schwer erkrankt, starb er nach einem schwierigen Abtransport über den verschneiten 3400 m hohen Lowari-Paß am 25. April 1956 im Krankenhaus Rawalpindi.

Mit ihm verlor die deutsche Wissenschaft einen Charakter von seltener Größe, eine der interessantesten und anregendsten Persönlichkeiten.

Bereits das heute vorliegende Ergebnis zeigt, daß dieser Einsatz nicht umsonst war. Der Islam hat wohl überall tiefe Veränderungen hervorgerufen und das ganze Wertsystem verschoben, er hat aber in manchen Gebieten den Kern der

heidnischen Religion unangetastet gelassen, nämlich dort, wo bereits eine oberflächliche Mission vorausgegangen war. Hier haben gewissermaßen die alten Götter Zeit gehabt, sich anzupassen. Man verkleidete sie als Feen, als Riesen, als Heilige. Gewiß, sie haben viel von ihrer Farbigkeit, oft auch ihren alten Namen eingebüßt. Viele Gestalten sind miteinander verschmolzen worden, aber bei eingehender Analyse sieht es aus, als sei damit eher eine Reduktion auf alte Grundvorstellungen erfolgt. In das reiche Pantheon der Kafirren hatte sich nämlich viel unverstandenes fremdes Gut eingeschlichen — all das ist hier abgestreift worden. Die islamisierte Form ist in mancher Hinsicht klarer, verständlicher, den Ursprüngen näher, als das, was Robertson aufzeichnen konnte. Es ist, als sei alles Beiwerk weggebrannt, nur der uralte Kern geblieben.

So war es möglich, festzustellen, daß es in den Gebirgen westlich der Kafirren gar nicht nur eine Form des Heidentums gegeben haben kann. Es müssen hier mindestens zwei vorislamische Religionen nebeneinander existiert haben.

Die eine scheint für das eigenartige Volk der Hunza im tiefsten Karakorum charakteristisch zu sein. Hier dominiert das Interesse am Ackerbau. Die meisten Bräuche kreisen um Saat und Ernte, schwere Frevel, wie etwa die Ausrottung einer ganzen Sippe, rächen sich an der Fruchtbarkeit der Felder. Der König ist der wichtigste Garant der Fruchtbarkeit. In einem urweltlichen Fest sät er Korn und Goldstaub in die vier Himmelsrichtungen. Wie in den ganzen westasiatischen Gebirgen gibt es auch in Hunza einen Schamanismus, nur gilt aber hier als größte Tat des Urschamanen, daß er aus der Burg der Göttinnen — die auf den Gletschern liegt — die Ähre und die Weintraube gestohlen und den Menschen gebracht habe. Dafür verlor er freilich ein Auge. Blutend trat er in den Kreis der wartenden Menge. Es sind dies Vorstellungen, wie sie bei vielen Bauernvölkern zu Hause sind.

Mit den Kulturen dieser alten Bauernvölker stimmt auch überein, daß das Rind bei den Hunza ein hochgeschätztes Haustier darstellt. Hunzarinder sind übrigens klein und kletterfreudig wie Ziegen — sie haben sich offenbar in vielen Jahrhunderten der Hochgebirgsumgebung angepaßt.

Die erstaunlichste Bestätigung für den agrarischen Grundcharakter bildet die Sprache der Hunza, das Burushaski, das mit keiner benachbarten Sprache verwandt ist. Es enthält zahlreiche uralte

Namen von Kulturpflanzen und Obstsorten, die bei den vorindogermanischen Bauernvölkern des östlichen Mittelmeerraumes vorkamen¹.

Freilich gibt es daneben auch Vorstellungen, die offenbar einer anderen Sphäre entstammen: die Ziegen etwa haben einen Beschützer — den Urkönig von Gilgit. Es ist Brauch, alle Tiere, die man als Nahrung für den Winter braucht, im Spätherbst in einer einzigen Nacht zu schlachten, wenn nämlich der Frost bereits ein Verderben ausschließt. In dieser Nacht darf man nicht vor die Türe gehen, denn da ist der Urkönig unterwegs, löscht die alten Felsbilder ab, die im ganzen Hindukusch und Karakorum meist Capriden darstellen, und macht neue dafür. Man hört sein Klopfen und Hämmern an den Felswänden. Und man ist ihm dankbar dafür, denn sonst würde es im nächsten Jahr keine Ziegen geben.

Diese Geschichte enthält eine große Kostbarkeit, nämlich aus dem Mund der Einheimischen eine Deutung der Felsbilder, die ja den Ethnologen und Prähistorikern so oft wertvollste Quelle und hintergründiges Problem sind.

Das Brauchtum, das hier nur anklingt, ist in anderen Teilen des Hindukusch stärker ausgeprägt. Die heidnischen Kalash machen tatsächlich bei bestimmten Jahresfesten Zeichnungen von Tieren und löschen die vorjährigen ab, um deren Fruchtbarkeit weiterhin zu sichern. Professor Friedrich hat bei den Kalash phantastisch geformte Brote in Gestalt von Wildtieren gesammelt, die denselben Zweck erfüllen.

Dieser andere Vorstellungskreis, bei dem das Interesse für das Tier weit überwiegt, kam bei den südlichen Nachbarn der Hunza, den Shin von Gilgit, mit erstaunlicher Klarheit zutage. Hier spielen in der Phantasie der Leute, kaum als „Peris“ = Feen getarnt, Göttinnen eine ausschlaggebende Rolle, die in ihrer wichtigsten Funktion Herrinnen der Wildziegen und Steinböcke sowie Schützerinnen der Hausziegen sind. Der Markhor, die Wildziege mit dem Schraubengehörn, und der prachtvoll Ibez, der Sibirische Steinbock, gelten geradezu als ihre Haustiere. Sie werden von ihnen auf die Weide getrieben, gemolken und geschlachtet. Anschließend setzen sie die Knochen des verspeisten Tieres zusammen und überkleiden sie mit dem Fell. Damit lebt es wieder. So systematisch ist die Welt der göttlichen Hirtinnen und ihrer Ziegenherden durchdacht, daß förmlich kein Platz mehr für die Jagd des Menschen bleibt. Sie bedeutet ja

einen Eingriff in göttlichen Besitz. Tatsächlich faßt man jede Jagd nur als ein von den Göttinnen erlaubtes, ja gewünschtes Nachvollziehen der himmlischen Schlachtung auf: „Wir können nur schießen, was die ‚Feen‘ bereits geschlachtet, gegessen und wiederbelebt haben“ — diese Überzeugung ist allgemein. Die Jagd wird zur religiösen Handlung schlechthin. Dabei spielt wohl auch eine entscheidende Rolle, daß die Jagd auf Ibez und Markhor in die einzigartige Region der Gipfel führt. Daß sich in ihr der Mensch dem Göttlichen nahe fühlt, ist wohl auch uns unmittelbar verständlich.

Die Jagdbeute wird deshalb konsequenterweise als etwas Heiliges aufgefaßt. Ihre Verteilung unter die Dorfgenossen ist ein regelrechter Kommunionssitus. Dabei wird deutlich, daß das erlegte Tier nicht nur Besitz der Gottheit ist — es repräsentiert gleichzeitig die Gottheit selbst.

Was Ibez und Markhor für die Götter — das sind die Hausziegen, eine Stufe tiefer, für den Menschen. Ihre Haltung ist ebenfalls irdisches Nachvollziehen, sie sind immer noch von Heiligkeit umgeben. Das Rind hingegen ist verfeimt, es gilt als unrein, die Feen sind ihm feind. Der Genuß von Kuhmilch und -fleisch war noch vor kurzem tabuiert. Rinder wurden überhaupt nur zum Pflügen und Dreschen gehalten.

Untrennbar mit der Verehrung der Ziege ist die des Wacholderbaumes verbunden. Wacholderzweige bringen Fruchtbarkeit für Mensch und Tier. Die Einholung des heiligen Zweiges vom Berg herab bildet eine Parallele zum Jagdritus.

Das Gegensatzpaar Wacholderbaum-Ziege ist übrigens erstaunlich sinnvoll. Der Wacholderbaum lieferte in alten Zeiten das Winterfutter, er ist ein immergrünes Gewächs.

So konsequent und geschlossen ist dieser ganze Komplex, daß man im Geist die Wirtschaftsweise rekonstruieren könnte, die er voraussetzt. Das Volk der Shin muß einmal in kleinen, ins Gebirge vorgeschobenen Siedlungen gelebt haben. Man trieb nur spärlich Hirseanbau, dafür aber eine intensive Ziegenzucht. Ebenso wichtig war aber die Jagd auf Wildziegen und Steinböcke.

Es ist nun faszinierend, beim Literaturstudium festzustellen, daß es eine ähnliche Wirtschaftsweise noch vor wenigen Generationen unter den Pamir-Iranern, also auf heute sowjetischem Gebiet, gegeben hat. Große, vom ganzen Dorf betriebene Treibjagden auf den Ibez bil-

deten hier eine notwendige Nahrungsquelle. Auch hier steht der Ibex im Mittelpunkt religiöser Vorstellungen. Der islamische Heilige, der im ganzen Tal verehrt wurde, galt als Liebling der Wildziegen. Eine riesige Decke aus zahllosen Fellen lag über seinem Grab.

Höchstwahrscheinlich gab es Stämme mit ähnlicher Wirtschaft und mit noch extremer auf Wild- und Hausziege ausgerichteten Glaubensvorstellungen auch am Südrand des Hindukusch und in den Himalajatalern nördlich von Kaschmir.

Es ist nun die große Frage, handelt es sich hier um eine relativ rezente Anpassung an eine extreme Umwelt, eine sekundäre Spezialisierung auf die Ziege als jenes Tier, das am besten die kargen Bergwiesen ausnützen konnte, oder um einen uralten kulturhistorischen Grundtypus, um eine Wirtschaftsform, die einst über weite Strecken des asiatischen Gebirgsgürtels verbreitet war?

Während es sich bei den Iranern vielleicht wirklich um eine sekundäre Form gehandelt haben mag, haben wir beim Shin-Volk Indizien, die auf ein mindestens tausendjähriges Alter hinweisen. Der gleiche Komplex findet sich nämlich auch bei jenen Shin-Kolonisten, die sich vor fast tausend Jahren nach Osten bis ins heutige Ladakh vorgeschoben haben und durch die Einwanderung der Tibeter von ihren Volksgenossen abgeschnitten worden sind. Das zeigt sofort, daß eine späte Entstehung gar nicht in Frage kommt.

Wir besitzen aber Anzeichen, die ein weit höheres Alter nahelegen. So lebt unter den Shin in den verschiedensten Varianten die Sage, daß Menschen die Schlachtung einer Wildziege durch die Göttinnen miterleben. Sie werden zum Mahle eingeladen, sehen, wie das Tier aus den Knochen wieder zusammengesetzt wird und lassen dabei aus Mitleiden oder Unachtsamkeit eine Rippe verschwinden. An deren Stelle setzen dann die Göttinnen einen Holzstab ein, der wiedergefunden wird, wenn das Tier dann auf der Jagd von den Menschen zum zweitenmal getötet und aufgebroschen wird.

Dieses Motiv ist jedem Volkskundler aus den europäischen Alpen vertraut. Es findet sich in Westeuropa und in ähnlicher Form auch in der jüngeren Edda (dort sind es charakteristischerweise die Ziegenböcke seines Gespanns, die von Thor geschlachtet und aus Haut und Knochen wiederbelebt werden). Die häufigsten Belege aber finden sich in Kaukasien.

Leopold Schmidt, der dieses Problem

behandelt hat³, sah die Verbreitung im variantenreichen Kaukasien als ursprünglich an und meinte, die Ausstrahlung nach dem Westen sei schon tief in vorchristlicher Zeit erfolgt, auf demselben Weg, auf dem verschiedene östliche Kunstmotive nach Mittel- und Nordeuropa gelangten.

Es gibt aber auch innere Gründe, die für ein außerordentlich hohes Alter des „Ziegenkultes“ sprechen.

Er setzt nämlich ein geradezu inniges und gefühlsbetontes Verhältnis zwischen Mensch und Tier voraus. Das Melken des Tieres etwa ist nicht ein rein wirtschaftlicher Vorgang, sondern das Tier wird damit zur Ziehmutter des Menschen gemacht. Gemeinsamer Milchgenuß konnte daher bei den Shin ein Verwandtschaftsverhältnis herbeiführen, vergleichbar der Blutsbrüderschaft. Der Umgang mit dem Tier erfordert rituelle Reinheit. Frauen sind deshalb ursprünglich überhaupt von der Betreuung der Ziegen ausgeschlossen. Sogar die Melkgefäße müssen männliche Merkmale tragen.

Nun zeigt aber die moderne Erforschung der Domestikationsanfänge, daß diese immer mit einem Spannungsverhältnis zwischen Mensch und Tier einhergehen. Wenn dem Menschen solch ein ungeheuerlicher Eingriff in die Natur gelingt, wie dies die Domestikation eines wichtigen Tieres ist, so stellt das für ihn ein so grundlegendes Erlebnis dar, daß es auch in der geistigen Kultur, in der Religion seinen Niederschlag findet. Man könnte es auch anders auffassen: Nur wenn der Mensch sich zutiefst mit einem Tier beschäftigt, so sehr darauf eingeht, daß es sogar in die religiöse Sphäre als Partner einbezogen wird, dann kommt es zur wirklichen Zähmung und Züchtung.

Für ähnliche Vorgänge gibt es genügend Belege:

Schachermeyr hat in überzeugender Weise gezeigt, daß die Aufnahme des Metalls in eine Kultur ebenfalls mit Rückwirkungen bis in die höchsten Sphären der Religion hinein verbunden ist. Er spricht vom „metallurgischen Schock“. Es ist nur billig, in ähnlicher Weise mit einem „Domestikationsschock“ zu rechnen.

Das Pferd z. B. spielt in der Religion der indogermanischen Völker deshalb eine so große Rolle, weil sie entscheidend bei der Zähmung und Züchtung mitgewirkt haben.

Wenn man sich das vor Augen hält, dann steht man vor der Frage, ob nicht in dem eigenartigen religiösen Komplex dieser fast monoman anmutenden Spe-

zialisierung auf die Ziege, die Erinnerung an ein Domestikationserlebnis, einen derartigen Domestikationsschock weiterbesteht. Das ist deshalb sehr gut möglich, weil die Zähmung der Ziege tatsächlich in den Gebirgen im Umkreis des Vorderen Orients begonnen haben dürfte. Es ist auch deutlich, daß der Markhor, die Wildziege des Hindukusch und des Karakorum, eine der Ausgangsformen für orientalische Hausziegenrassen gewesen ist. Die vielen Sagen und Mythen, die den Markhor als himmlischen Verwandten der Hausziegen betrachten, haben also gar nicht unrecht.

Das alles ist umso wichtiger, weil nach unseren heutigen archäologischen Kenntnissen die Ziege das älteste Haustier des Menschen überhaupt ist (nach dem Hund, der immer eine gewisse Sonderstellung eingenommen hat¹). Jede Aussage, die wir über den geistigen Hintergrund der Ziegenzucht machen können, ist daher von außerordentlicher Bedeutung für die gesamte Kulturgeschichte.

Wir müssen uns freilich fragen, ist es möglich, daß eine geistige Tradition, die bei der Zähmung der Ziege, also vor mehr als sieben Jahrtausenden entstand², sich in ihren Grundzügen in einem Rückzugsgebiet bis auf den heutigen Tag erhalten hat? So kühn eine solche Annahme im ersten Moment scheinen mag, sie ist keineswegs ausgeschlossen. Zunächst einmal ist es Tatsache, daß Traditionen, die sich bei der Entstehung des Ackerbaus gebildet haben, bis heute weiterleben, etwa die Mythe von der Zerstückelung eines Urwesens oder jene vom Raub der Feldfrüchte durch einen Kulturheros aus dem Reich der Götter. Vor allem aber ziehen sich durch die gesamte orientalische Geschichte, und besonders durch Mythen und Kunst, Hinweise auf eine nie abreißende Verehrung der Ziege, dieser vielleicht frühesten Begleiterin oder Dienerin des Menschen.

Immer wieder begegnen uns auf den orientalischen Siegelzylindern Ziegendarstellungen, oft zusammen mit einem Baum, also jenes Gegensatzpaar, das im Hindukusch bis heute lebendig geblieben ist.

Zeus selbst ist von einer Ziege gesäugt worden! Dazu kann unser Material aus dem Hindukusch eine erstaunliche Parallele bieten: Der mohammedanische Heilige, der als Stammvater einer gewaltigen Sippe gilt, verdankt seine Wunderkraft der Tatsache, daß er nicht eine Frau, sondern eine Ziege zur Amme hatte. Wenn bis an die Schwelle der

Gegenwart in großen Teilen Kaukasiens die Ziege wichtigstes Opfertier war und vor allem mit dem Weinbau in Verbindung gebracht wurde, so ist das nur ein Ausläufer einer uralten Tradition. Die Luristanbronzen, die aus einem Berggebiet stammen, zeigen immer wieder die Ziege, offenbar als heiliges Tier. Die Berge Westasiens müssen voll von einschlägigen Gebräuchen gewesen sein.

Freilich handelt es sich um einen Komplex, der zurückgedrängt worden ist, so wie ja auch die kleinen Haustiere, Ziege und Schaf, gegenüber dem Rind und dem Pferd zurückweichen mußten. Dieser Vorgang ist im Hindukusch mythisch gestaltet worden. Der älteste König von Gilgit trug goldene Bockshörner auf dem Haupt. Der Eroberer aber, der ihn verdrängte, hatte einen Pferdefuß. Immer wieder fand man ihn im Pferdestall, wo er den Tieren das Futter wegfraß. Er war „das Pferd“, so wie sein Vorgänger „der Bock“ gewesen war. Deshalb sind auch bei den heidnischen Kalash die Altäre teilweise mit Bockgehörnen, teilweise aber mit Pferdeköpfen geziert.

Es ist eine ganze Welt voll plötzlicher Aufschlüsse und neuer Probleme, die sich hier, von einem scheinbar unergiebigen Gebiet her, eröffnet. Eines von den Bergvölkern aus der Randzone des Vorderen Orients hat sich hier — wenn auch unter Verlust der eigenen Sprache, das Shina ist indogermanisch, wenn auch mit starkem Fremdsupstrat — erhalten. Das ist Ergebnis der Expedition.

¹ Vgl. Mount Stuart Elphinstone: Geschichte der Englischen Gesandtschaft an den Hof von Kabul im Jahre 1808. Ins Deutsche übertragen von Friedrich Rühs, Weimar 1817. S. 321 ff. — ² G. S. Robertson: The Kafirs of the Hindu-Kush. London 1896. — ³ Außerdem stellte sich z. B. bei der Arbeit der Deutschen Hindukusch-Expedition 1935/36 heraus, daß die Afghanen in bezug auf den heidnischen Hintergrund der frisch bekehrten Kafirten noch immer äußerst empfindlich waren (Man spricht daher auch nicht mehr von „Kafiristan“, sondern von „Nuristan“ = „Land des Lichts“). — ⁴ Nach den Arbeiten des jungen Münchner Gelehrten Dr. Berger tauchen sie als vorindogermanisches Substrat im Altgriechischen auf. — ⁵ I. Schmidt: Der Herr der Tiere in einigen Sagenlandschaften Europas und Asiens. Anthropos Bd. 47, S. 909–938. 1952. — ⁶ Vgl. C. S. Coon: Cave Explorations in Iran, 1949. Philadelphia 1951. Ähnliche Hinweise aus Kurdistan und zuletzt aus Jericho. — ⁷ Um nur die äußerst bescheidene Schätzung Smollas zugrunde zu legen. Nach dem Jericho-Befund erhöht sich das Datum um mehrere Jahrtausende.